

## Kapitel 1: Stimmen

**Stefanie**

*‘Ich weiß nicht, daß ich nichts weiß.’*

### Die fremde Wohnung

Es ist alles in Ordnung.

Sie war nur einen Augenblick eingeschlafen. Kein Grund zur Panik. Ruhig bleiben. Das war das Wichtigste. Nicht die Nerven verlieren. Irgendwann würde sie schon herausfinden, wo sie ist. In wessen Wohnung.

Das fand sie meistens heraus. War sehr geschickt darin. Nichts anmerken lassen, zuhören, genau beobachten. Und ruhig bleiben.

Manches allerdings fand sie nie heraus: Wie sie an die fremden Orte gekommen war. Was vorher geschehen war. Aber danach fragte sie sich schon längst nicht mehr. Sie hakte die Vergangenheit ab, sammelte ein paar lose Fäden auf und machte weiter.

Diesmal lag sie auf einer Couch. Einer fremden Couch. Rauher Stoff, Leinen vielleicht, braun mit grauen Streifen. Ein paar Kissen. Nicht ihr Geschmack. Ein Aquarium, ein Bücherregal. Vier Fenster, alle zu. Nur eine Tür, auch die geschlossen.

Keinen Fehler machen.

Sie blieb reglos liegen und lauschte. Stille hinter der Tür. Offenbar war sie allein. Gut. Das ließ ihr Zeit, sich umzuschauen, sich vertraut zu machen. Nach Erinnerungen suchen, einen Halt finden. Manchmal, das kannte sie schon, wurde sie ohnmächtig und wachte an einem anderen Ort wieder auf. Zu Hause, wenn sie Glück hatte. Irgendwo auf der Straße, nachts, ohne Hausschlüssel, wenn sie Pech hatte. Auf alle Fälle war es besser erst einmal allein zu sein. Dann mußte man nichts erklären, nicht lügen.

Sie streckte die Beine aus. Vorsichtig. Bewegte die Arme, die Finger. Nein, keine Schmerzen. Gut.

Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Aber das war überhaupt nicht ihre; diese Uhr hatte sie noch nie gesehen, eigentlich war das gar keine richtige Uhr, es

gab kein Zifferblatt, keine Zeiger, sondern nur eine Reihe Zahlen: 15:35:23 stand da, die letzten Zahlen veränderten sich ständig. Sie hatte so eine neumodische Uhr vor kurzem in einem Schaufenster betrachtet, und am Arm eines Geschäftsfreundes von ihrem Vater war auch mal eine gewesen. Aber sie selbst besaß so etwas nicht. Außerdem wäre ihr Bruder der Erste, der solch ein Geschenk bekäme. Und nicht sie.

Auch dies hakte sie ab, wie die meisten Überraschungen in ihrem Leben.

Weitermachen.

Sie setzte sich auf. Legte ihre Hand auf den Tisch und trommelte mit den Fingerspitzen auf das Holz. Ein niedriger, schwerer Couchtisch, darauf ein Aschenbecher mit einer halbgerauchten, glimmenden Zigarette.

... glimmenden Zigarette!

Ihr wurde heiß vor Panik: Jemand hatte hier vor kurzem geraucht. Es war doch noch einer in der Wohnung!

Leise stand sie auf, strich sich die kurzen Haare aus dem Gesicht, ging zur Tür und drückte langsam die Klinke herunter. Hinter der Tür ein langer Flur, schmal und dunkel. Sie tastete nach dem Lichtschalter. Nein, besser kein Licht. Im Halbdunkel sah sie sechs Türen, zwei standen offen. Gegenüber vermutlich die Wohnungstür, der Schlüssel steckte im Schloß. Sie rannte los, drehte den Schlüssel herum, drückte die Klinke herunter. Die Tür blieb verschlossen. Raus! Ich will raus hier! Sie rüttelte an der Klinke, riss an ihr, warf sich gegen den Holzrahmen, schlug mit den Fäusten gegen die Milchglasscheiben, mit dem Kopf.

*‘Zweimal aufschließen’*, sagte eine Stimme. Sie fuhr herum, aber da war niemand. Als sie wieder nach dem Schlüssel griff, zitterte ihre Hand so sehr, daß er ihr aus dem Schloß rutschte und das Schlüsselbund auf den Holzboden knallte.

Es klang wie ein Schuß.

Sie hatte das Gefühl, innerlich wegzusacken.

Jetzt ganz ruhig bleiben.

Sie ließ sich langsam mit dem Rücken an der Wand herunter, griff nach dem Schlüssel und schob sich wieder hoch. Aber welcher Schlüssel war es? Sie

betrachtete alle. 'Der', sagte eine Stimme, und sie hätte das Bund beinahe wieder fallen gelassen. Sie schaute sich nicht um, stieß den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn zweimal herum, die Tür öffnete sich, und sie raste das Treppenhaus hinunter, drei, vier Stufen überspringend. Bitte, bitte, keine verschlossene Haustür!

Sie stand auf der Straße und schaute sich um. Hier war sie noch nie gewesen. Kopfsteinpflaster, und ein Trecker tuckerte vorbei. In der Ferne eine Weide, ein paar Kühe. Es roch feucht, nach Regen und Stall. Ein Dorf war das, und sie kam aus der Großstadt. Also war sie weit weg von zu Hause. Sie ging den Weg entlang, fand ein Straßenschild, aber den Namen kannte sie nicht.

Große alte Ahornbäume überschatteten den Fußweg mit dichtem Laub. Einige hatten ihre Früchte schon abgeworfen, der Weg war voll kleiner Ahorn-Flügel. Sie nahm einen davon auf und setzte ihn sich auf die Nase. Wieso tragen die Ahornbäume jetzt schon Früchte? Das war ungewöhnlich, das wußte sie genau.

Und alle Bäume voller Blätter. Gestern waren sie noch kahl gewesen. Ziemlich warm für März ist es außerdem. Gestern hatte ein kalter Wind geweht. War sie etwa im Süden? Gestern schien zwar die Sonne, aber es war so kühl, daß ihre Mutter anordnete, sie müsse einen Wintermantel tragen. Sie hatte gehorcht. Das war klüger so, das wußte sie genau. Wenn sie gehorchte, hatte sie bessere Chancen, nicht schon wieder einige Stunden zu verlieren. So viel hatte sie inzwischen herausgekriegt.

Sie schaute an sich herunter und erschrak. Zerfetzte Jeans, wenn ihre Mutter das merkte! Lauter Einschnitte, wie mit Absicht. Man konnte die Haut darunter sehen. Wessen Jeans waren das überhaupt? Ihre mit Sicherheit nicht. Sie griff in die Hosentaschen, fand aber nichts. Auch die Schuhe gehörten ihr nicht. Merkwürdige bunte Turnschuhe, ein Name stand darauf, Reebok, ihrer war das nicht.

Einfach weitergehen.

Ein Auto hupte, jemand, den sie nicht kannte, winkte und fuhr vorüber. Wieso hat der gehupt?, fragte sie sich. Aber nur einen Moment.

Autokennzeichen, dachte sie dann, daran erkennt man, wo man ist. Sie lief zu drei parkenden Wagen. FL, Flensburg. Das war im Norden, jedenfalls nicht in der Umgebung von Köln. Wie war sie hierher gekommen? Nein,

nicht die falschen Fragen stellen. Wie kam sie wieder nach Haus? Das war die richtige Frage.

Weiter vorn eilte ihr auf ihrer Straßenseite ein Mann entgegen: groß, hager, sehr schnelle Schritte. Er trug einen Hut, so dass sie sein Gesicht nicht erkennen konnte.

Angst.

Sie drehte sich um und rannte zurück zu dem Haus, aus dem sie gekommen war. Die Haustür stand immer noch offen, sie lief hinein und zog sie hinter sich zu. Hatte er sie gesehen? Sich gemerkt, wohin sie rannte? Wenn er nun kam?

Wovor hatte sie eigentlich Angst? Sie wußte keine Antwort. Kannte sie den Mann? Nein. Oder doch? Bestimmt nicht. Warum war sie dann weggerannt? Sie wußte es nicht. Und warum wieder hierher? Wohin denn sonst?

Sie mußte wieder in die fremde Wohnung, um einen Faden zu finden. Irgendwo mußte sie ja anfangen. So machte sie es immer. Und wenn sie draußen auch Angst hatte, konnte sie genauso gut drinnen bleiben. Langsam stieg sie die Treppe wieder hoch. Die Wohnungstür war noch angelehnt. Sie klingelte. Zweimal. Niemand kam. Neben der Klingel stand ein Name: 'Lenz'. Sie kannte keinen, der so hieß. 'Hallo', rief sie laut und klingelte noch einmal.

Nichts.

Sie betrat die Wohnung, ließ die Tür jedoch offen und schob die Fußmatte halb darunter, damit sie nicht zufiel. Im Flur war eine Garderobe mit dem lebensgroßen Photo einer Frau. Entfernt sah sie ihr ähnlich, hatte aber lange Haare und war viel älter. Eine Tante, von der sie nichts wußte? Waren sie vielleicht in diese Wohnung gefahren, um hier zu übernachten? Gestern, nach der Beerdigung? Vielleicht waren ihre Mutter und ihr Bruder nur für kurze Zeit fortgegangen, und gleich kämen sie wieder. Genau, so mußte es sein: Gleich stehen sie vor der Tür, und alles klärt sich auf.

Aber wieso kam ihr dann überhaupt nichts bekannt vor? Sie mußte sich doch umgeschaut haben, bevor sie einschlief. Ihr Mantel mußte an der Garderobe hängen, Kleidung, Sachen, vielleicht ein Koffer von ihrer Mutter, ihrem Bruder mußten hier irgendwo sein.

Egal.

Nicht darüber nachdenken.

Langsam öffnete sie alle Türen der Wohnung. Viel Spielzeug und Kinderkleidung, hier gab es also auch Kinder. Zwei Zimmer schienen einem großen und einem kleinen Kind zu gehören, wildes Durcheinander in beiden. Das sollte ihre Mutter mal sehen.

In einer Ecke bewegte sich etwas. Ein Hund! Sie rannte zur Tür, wollte wieder flüchten. Im Treppenhaus wurde ihr bewusst, daß der Hund sehr ruhig war. Er hatte nur kurz hochgeschaut, als sie das Zimmer betrat, geschnauft und die Schnauze wieder auf die Pfoten gelegt. Zaghafte ging sie zurück, spähte um die Ecke und blickte in seinen Blick. Es war ein junger Boxer, er wedelte mit seinem kurzen Schwanz, stand auf, gähnte, reckte sich und kam auf sie zu. Sie hielt ihm die Hand hin, und er leckte daran. Toller Wachhund, dachte sie, kennt mich nicht und schließt gleich Freundschaft.

Als sie sich überzeugt hatte, daß außer dem Hund und ihr niemand in der Wohnung war, verschloss sie die Wohnungstür und richtete sich ein. Öffnete Schränke, zog Schubladen auf, nahm Bücher in die Hand.

Es war, als versuchte sie, Pflöcke einzuschlagen in die Wirklichkeit. Aber die Wirklichkeit sackte weg wie Treibsand.

Nichts trug.

Im Schlafzimmer fand sie einen Umschlag mit Photos, Familienaufnahmen. Eine Frau mit langen blonden Haaren – war es die vom Poster im Flur? Drei Kinder, eines davon eigentlich zu alt, um ein Kind der Frau zu sein. Hinter ihnen ein älterer Mann, die Ärmel hochgekremgelt. Zupackend, beschützend sah er aus. Alle vollkommen fremd. Die Panik kam wieder.

‘Papi’, dachte sie, ‘hilf mir doch.’ Er hatte ihr immer geholfen. Gegen die Mutter, den Bruder. Sie hatte ihn so lieb gehabt. Gestern war er beerdigt worden. Das war das Ende ihrer wunderbaren Kindheit. Jetzt mußte sie allein mit der Mutter und dem Bruder zurechtkommen. War einer Frau ausgeliefert, die sie schikanierte, und einem Bruder, der sich immer mit der Mutter verbündete. Ihr Vater hatte sie im Stich gelassen, und sie war doch gerade erst dreizehn.

Er war tot. Jetzt sah sie wieder den Sarg vor sich und das Grab, in das sie gestern geschaut hatte, spürte Einsamkeit, Angst, Verzweiflung. Sie stand in der fremden Wohnung, und die Tränen liefen ihr über das Gesicht. Eine

Hand drückte ihr die Kehle zu. Sie ließ sich auf das Bett fallen und weinte ihre Trauer in die fremden Kissen. Denn nun war niemand mehr da, der sagte, reiß dich zusammen. Wie gestern, am Grab. Da hatte sie nicht weinen dürfen.

### **Gestern: Unter der Erde**

Schwarze, nasse Erde poltert auf den polierten Eichensarg. Das Geräusch dröhnt in ihrem Kopf nach. Es ist, als würde man ihr die Erde auf den Kopf werfen. 'Jetzt bin ich dran', denkt sie. Nun soll sie ihre rosa Babyröschen hinterherwerfen. *'Ich kann nicht. Will weg.'* Sie schaut in die kahlen Äste der Bäume und versucht, sich fortzudenken.

Fort von der Mutter, deren vorgetragenen Kummer sie nicht glaubt, weil sie es besser weiß. Mutter, wie sie neben ihr steht, gramgebeugt und damenhaft zugleich. Wie sie weint, weil sich das eben so gehört bei der Beerdigung des eigenen Mannes. Mutter, die immer alles gerade so tut, wie es sich gehört. Draußen, wo man sie sehen kann.

Fort von dem Bruder, der neben ihr steht und Leid heuchelt, aber froh ist über den Tod des Vaters. Nun ist er das Oberhaupt der Familie, jetzt muß man ihm gehorchen.

Fort von dem Pastor, wie er dort steht in seiner schwarzen Kutte und über das junge Leben redet, das von uns genommen wird –fünfundvierzig Jahre ist der Papi nur geworden– und über Gottes Ratschluß, daß der manchmal unbegreiflich ist, daß wir ihn aber annehmen müssen. Salbungsvolles Zeug, denkt sie, der hat ja keine Ahnung.

Nun zitiert er noch aus der Bibel: 'In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.' Das kann man wohl sagen, denkt sie, und jetzt liegt Papi da unten, hat mich im Stich gelassen. Und ich bin doch erst dreizehn. Er ist weg, weg, in seinem Sarg, Deckel zu, er ist ganz sicher, niemand kann ihm etwas tun. Und wieder versucht sie sich fortzudenken von ihrer Angst.

Wie gelähmt hatte sie zugesehen, als der Vater in das dunkle Loch hinuntergelassen wurde, aus dem es feucht und erdig riecht. 'Er ist da gar nicht drin', hatte sie gedacht, 'deshalb haben sie mich auch nicht in den Sarg gucken lassen. Er ist gar nicht tot. Es ist nur eine Strafe. *Vielleicht hat er etwas verraten.* Nachher holen sie ihn wieder raus und lachen und tun, als wäre

nichts gewesen. Gleich steht er neben mir, nimmt mich in den Arm, ich habe keine Angst mehr, und alles wird gut.'

Aber nichts wird gut, sie wirft ihre Blumen, und ihre Angst nimmt zu. Dann stehen sie in einer Reihe, die Familie, während die Männer an ihnen vorbeigehen, ihnen die Hände schütteln oder sie auch umarmen. Etwa 200 sind es, eine lange dunkle Kette, die an ihnen vorüberzieht. Viele von denen kennt sie von Besuchen, Feiern oder von Urlaubsphotos aus Dutzenden von Alben, die ihre Mutter mit penibler Sorgfalt angelegt hat – an die Urlaube selbst kann sie sich kaum erinnern. Und sie kennt sie von Geburtstagen, besonders von ihrem eigenen. Es war immer etwas Besonderes, wenn sie kamen, ihr Vater freute sich, und ihre Mutter machte Schnittchen.

Das Merkwürdige war nur, daß sie sich nie erinnern konnte, was die Männer ihr zum Geburtstag schenkten. Wie oft hatte sie sich darüber den Kopf zermartert. Und die Spiele, die sie spielten. Sie hatte sie immer vergessen. Aber sie waren bestimmt sehr schön gewesen, denn der Papi war guter Laune und sagte stets, was für ein toller Geburtstag das doch wieder gewesen sei. Und der sagte immer die Wahrheit.

Natürlich ist es ihre Schuld, dass sie sich nicht erinnern kann. Irgendetwas stimmt nicht mit ihr. Das hatte sie schon oft bemerkt. Und ihre Mutter sagt das ja auch. Vielleicht hat sie ja recht. Etwas fehlt. Sie macht etwas falsch. Wahrscheinlich muss sie sich einfach noch mehr zusammennehmen. Noch mehr anstrengen. Noch mehr aufpassen.

Aber immerhin weiß sie ganz genau, daß einige der Männer, die hier am Grab ihres Vaters stehen, mit ihr Geburtstag gefeiert haben. Früher. Als sie klein war. In den letzten Jahren dann nicht mehr.

Oder doch?

Wie war ihr letzter Geburtstag eigentlich gewesen? Unwichtig, beschließt sie, denn es fällt ihr nicht ein.

Aber an ihren sechsten Geburtstag kann sie sich noch genau erinnern. Warum, weiß sie nicht. Es mußte etwas Besonderes geschehen sein. Vielleicht war ihr damals zum ersten Mal aufgegangen, daß sie sich nie merken konnte, was man ihr zum Geburtstag schenkte. Wenn sie das bloß rauskriegen könnte, hatte sie gedacht. Was das war, was ihr die Männer immer zum Geburtstag schenkten. Denn es mußte etwas richtig Tolles sein. Jedenfalls behaupteten die Männer das.

Damals, am sechsten Geburtstag, hatte sie sich vorgenommen ganz genau aufzupassen.

*Weiter im Buch ...*

© Ulla Fröhling 2007